

dtv

»Jeder Tod hat sein Gelächter«, sagt Bergengruen, und so kommt der Tod in diesem acht Geschichten umfassenden kleinen Zyklus keineswegs als grausamer Feind daher, er trägt vielmehr Narrenschellen und »ist ein großer Trost. Er macht, daß niemand sich zu fürchten braucht. Wir werden einmal unseren Tod sterben, ein jeder in seiner Art und zu seiner Stunde; darum darf unser Herz nicht schwer sein«. Ob nun, wie in der ersten Geschichte »Die Stadt der Toten«, der branntweingesättigte Körper des Karl Eugenius Herzog von Croy seine Gläubiger um fast zweihundert Jahre überdauert, ob die verrückte Oberleutnantswitwe in »Die gelbe Totenvorreitersche« in einem zitronengelben Jäckchen immer an der Spitze eines jeden Trauerzugs mitläuft oder Doktor Barg, der Hypochonder, in »Die wunderliche Herberge« testamentarisch die Einrichtung einer Herberge für Scheintote verfügt – immer zeugen die Geschichten aus Reval, der kaiserlich-russischen Stadt, von kurioseem Witz.

Werner Bergengruen wurde am 16. September 1892 in Riga geboren, war nach dem Ersten Weltkrieg Journalist und begann ab 1923 zu veröffentlichen. 1936 trat er zum Katholizismus über, 1937 wurde er aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen und lebte danach zurückgezogen in Bayern und Tirol, später in der Schweiz. Er starb am 4. September 1964 in Baden-Baden.

Werner Bergengruen

Der Tod von Reval

Kuriose Geschichten
aus einer alten Stadt

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Werner Bergengruen
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Der Großtyrann und das Gericht (12940)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Vollständige Ausgabe 2006
3. Auflage Juni 2012
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 1949, 2005 by Arche Literatur Verlag AG, Zürich-Hamburg
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Gemälde von A. Nyman (1940) (akg-images)
Gesetzt aus der Bembo 10/12
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13446-0

»Ich sehe vor mich oder hinter mich:
ich fühle den Tod alle Zeit um mich.«

Revaler Totentanz

»Zu diesem Tanze rufe ich insgesamt
die Kreaturen allzumal:
Arm, Reich, Groß und Klein,
Papst, Kaiser, König und Kardinal.«

Revaler Totentanz

»Jeder Tod hat sein Gelächter.«

Buch Rodenstein

Die Stadt der Toten

Mein Lieber, setze dich zu mir. Die Flasche steht auf dem Tisch. Es ist Herbst, es ist Dämmerzeit, draußen schreien die Krähen, draußen schreien die Winde. Hörst du nicht die armen Seelen im Fegfeuer stöhnen?

Ich möchte dir ein paar Geschichten erzählen: Geschichten aus einer alten Stadt hoch droben im Norden, hoch droben im Osten, einer Stadt am Meer. Aber es sind nicht Geschichten von dieser Stadt: es sind Geschichten von ihren Toten.

Alle alten Städte sind Nekropolen. Dies wenigstens haben sie voraus vor den jungen, den überwachen, den hurtig zur Höhe gewachsenen: Das Volk ihrer Toten ist unzählbar. Eine alte Stadt mag Menschen haben, soviel sie will; was ist die Menge derer, die sie bewohnen, vor der Menge derer, die sie bewohnt haben? Die in Häusern leben und über Straßen gehen, das sind ja die Wenigen; die Vielen aber wohnen in den grauen Kirchen und Gruftkapellen der Stadt unter den schweren, gemeißelten Grabplatten, unter dem Rasen der Friedhöfe vor ihren Toren, unter dem Steinpflaster ihrer Kirchenplätze. Die Lebenden sind ein Augenblick gleich der Gegenwart; die Toten aber sind die Unendlichkeit der Zeit und sind die Beständigen. Heute ist ihnen wie gestern und morgen, den Unterschied der Jahre kennen sie nicht, und sie sind in einer großen Gelsenheit.

Die Stadt, von welcher ich dir erzählen will, hat eine sonderbare Sage. Nämlich von dem Domberge als von dem

ersten Keim der Stadt Reval wußten die Ureinwohner des Landes von jeher zu überliefern, die Riesin Linda habe den mächtigen Kalksteinfelsen aufgerichtet als ein Grabmal für ihren Geliebten, den starken Kalew. Und so steht ein Grab am Anfang dieser Stadt.

Auf einem halb verwitterten, dunkel übermoosten Revaler Grabstein las ich die Worte, mit Mühe zu entziffern: »Parva domus, magna quies – klein das Haus, groß die Ruhe.« Der Gräber sind viele in den Kirchen und auf den Friedhöfen von Reval. Da sind merkwürdige Grabstätten und Totensteine in einer großen Fülle, kunstvolle Monumente, kostbare Epitaphe. Da liegt jene Frau, deren Gesang das Herz eines Leipziger Studenten ergriff und die seither den Menschen der Goethezeit als Vorbild der Mignon galt; da liegt der Graf Matthias Thurn, an welchem ein großer und totenreicher Krieg sich entzündete. Da liegen allerlei fürstliche Personen, allerlei berühmte Kriegerleute; Seehelden und Weltumsegler liegen in Reval begraben. Und es ist in Reval auch eine kleine Straße, welche den Namen Spukgasse führt noch am heutigen Tage.

Die Nikolaikirche bewahrt ein mittelalterliches Totentanzgemälde, und es sind niederdeutsche Verse voll einer großartigen Unerbittlichkeit, welche die Malereien begleiten.

»To dessem danße rope ik alghemene:
pawes, kaiser unde alle creatures,
arme, ryke, grote unde klene!«

Und es steht hier auch das Wort geschrieben:

»Se ik vore efte achter my,
ik vole den dot my alle tyt by.«

Geschlechter um Geschlechter haben diese Malereien und diese Verse vor Augen gehabt. Und vielleicht magst du auch die Geschehnisse, von denen ich dir berichten möchte, als eine wunderliche Ergänzung jener Malereien annehmen.

Aber das ist keine Stadt der Schwermut, und es sind auch nicht Geschichten der Schwermut, die ich dir erzählen will. Jeder Tod hat ja sein Gelächter. Und es ist keine Unehreerbietung, wenn wir uns auch unsern Scherz mit ihm machen; denn er will uns ja vertraut werden, und auch wir sollen ihm keine Fremdlinge sein. Und da wir zu einem vertraulichen Umgang selbst mit der Gottheit als mit der Gwalthaberin über Leben und Tod aufgefordert werden, unbeschadet ihrer Majestät – wie sollte ein vertraulicher Umgang nicht auch mit dem Tode stattfinden können, unbeschadet seiner Schauer und seiner Strenge?

Aber verhält es sich denn so, magst du mir einwerfen, daß eine Stadt mit dem Tode eine engere Nachbarschaft soll halten können als eine andere? Denn der Tod hat doch einerlei Beschaffenheit in Reval und in Rom, in La Trappe und in Gent. Vielleicht, so meinst du, eigne der alten Stadt Reval eine graue und nordische Düsternis, und von dieser habe ich mich verführen lassen, Reval in eine auszeichnende Verbindung zum Tode zu setzen und in diesem Betracht allerlei Vorfällen ein Augenmerk und ein Gedenken zuzukehren.

Ach nein; ein solcher Charakter, wenn denn von ihm gesprochen werden dürfte, hätte allenfalls auf einen Landfremden wirken können, nicht aber auf mich, der ich als ein Nachbar dieser Stadt zur Welt gekommen bin. Allein darin will ich dir recht geben, daß man vielleicht ein Nordländer sein muß, gewohnt an lange Winternächte und an kurze Getränke, um eine solchermaßen unbefangene Nachbarschaft mit dem Tode halten zu können und es selber nicht

einmal gewahr zu werden. In den hellen, heißen Ländern, in denen der Wein gekeltert und getrunken wird, hat auch der Tod ein anderes Gesicht. Sie kennen keine Dämmerung und keinen Übergang: Tag und Nacht, Licht und Dunkel, Leben und Tod sind hart voneinander gesondert. Das süße Licht strömt klar über alle Erscheinungen hin und gibt ihnen scharfe Umrisse. Der Tod ist ein schwarzes und schauervolles Loch; niemand mag an ihn denken. Und die Abgeschiedenen sind tot.

Aber dort im Norden, dort oben im Osten, dort oben am Meer, dort wird der schwere kräftige Branntwein getrunken. Dort sind die Dämmerungen zu Hause und die Nebelwolken und Schneegestöber, und im hohen Sommer geht die Abendröte mählich hinüber in den roten Morgenschein. Und mitten in allem Leben sind die Toten gegenwärtig.

Heute ist ihr Tag. Heute treten die Menschen an die Gräber, in Trauer, in Beschämung oder in Gehorsam gegen ein Herkommen; und vielleicht manche in Furcht.

Wir aber wollen uns nicht vor dem Tode fürchten, sondern getrost nach seiner Vertraulichkeit trachten.

*Bericht vom Lebens- und Todeslauf
eines merkwürdigen Mannes*

Wie ein leidender Leib den Fremdkörper ausscheidet im eitrigen Aufbruch einer Stelle, so schied das Geschlecht der Herzöge von Croy den jungen Karl Eugenius aus, und es brauchte nur geringer Zeit, da hatte die Wunde sich wieder geschlossen nach dem Gesetz der Selbstheilung, das unzerstörten Leibern und Geschlechtern eigen ist. Endlich ließ sich auch die Narbe nicht mehr gewahren, es sei denn dem in langen Nächten geschärften Mutterblick der Herzogin; die aber starb nach wenigen Jahren.

Der Fremdkörper geriet in kriegerische Wanderschaft. Karl Eugenius diente der Krone Dänemark, den Generalstaaten, dem Kaiser, dem sächsisch-polnischen Hause. Er zeichnete sich aus, er avancierte; aber die unzügelbaren Ausbrüche seiner grobschlächtigen Lebegier brachten den Trinker, Spieler und Schuldenmacher immer wieder in ärgerliche Händel. Nach einem vielbelachten, zugleich höchst anstößigen Auftritt sah König August die Notwendigkeit, ihn für eine Weile zu entfernen, und sandte ihn mit einem Auftrage zu seinem Verbündeten, dem Zaren Peter, welcher seit Wochen die estländische Stadt Narwa belagerte, beschoß, vergebens bestürmte. Gutgelaunt, allen Gläubigern unerreichbar, traf Croy um die Mitte des Novembermonats vor Narwa ein, zur Zeit, da die ersten Meldungen vom Anmarsch der schwedischen Entsatzarmee kamen. Der breitgesichtige, vierschrötige Mann, dem niemand sein erlauchtes Geblüt ansah, stand salutierend vor dem Zaren in der prunkvollen Unwohnlichkeit des Blockhauses; er trug

seine Sache vor, trocken und eifrig wie ein sorgsamer Bauer, dem seine Verrichtung wichtig ist und der außer ihr wenig im Kopfe zu haben braucht, es sei denn die lärmige Freude, welche er sich vom Feierabend erwartet. Peter musterte ihn genau, bestellte ihn zum Abendessen, füllte ihm selber den bauchigen Branntweinpokal. Schnaufend, mit hochroten Köpfen und geöffneten Westen hingen sie in ihren Sesseln, erzählten einander grobe Späße, brüllten ihr Gelächter, wie besoffene Seeleute es tun.

»Was, erst Oberst?« schrie Peter. »Bruder, bei mir hättest du es weiter gebracht!«

Er umarmte ihn, als Croy schon auf der Bahre lag, um von zwei Gardisten in sein Quartier getragen zu werden.

Vier Stunden danach, noch vor Morgengrauen, sprang Peter vom Bett, ließ sich mit eiskaltem Wasser übergießen, befahl sein Pferd. Als er aus dem Blockhause trat, bemerkte er im rötlichen Fackellicht den Herzog in Federhut und Reitpelz, ein Pferd am Zügel.

»Was, schon ausgeschlafen?« fragte der Zar.

»Ausgeschlafen, Ew. Majestät«, erwiderte Croy ruhig.

»Gut, komm mit«, sagte Peter. Sie stiegen zu Pferde, ritten die verschneite Stellung ab, revidierten die Posten, prüften die Ausbesserungsarbeit in den zerschossenen Laufgräben.

Einige Tage gingen. Peter hatte den Herzog erprobt: beim Trunk, im Kriegsrat, im Abreiten der Stellungen. Er fand an ihm ein Gefallen, das Gefallen wuchs. Was ihn anzog, war dies Beieinandersein von soldatischer Sachkunde, soldatischem Verlaß und breitwürfig säuferischem Ungestüm, hinter welchem er eine reiche und leidenschaftliche Natur vermuten mochte; hier meinte er, ob auch im kleineren, ein Stück des eigenen Wesens bestätigt zu finden.

König Karl rückte näher, in zwei, drei Tagen war der Angriff zu erwarten.

Peters Beweggründe haben sich nicht aufhellen lassen: Dachte er wirklich Verstärkungen heranzuholen und meinte er, nur seiner flammenden Tatkraft könne das ohne Zeitverlust gelingen? Oder riet ihm ein dunkles Vorgefühl, den eigenen, kriegerisch noch unbewährten Kaisernamen nicht durch die Verantwortung für eine Niederlage zu gefährden?

Genug, mitten in der Nacht befahl er seinen Schlitten, seine Generäle und den Herzog von Croy. Die Herren waren versammelt, Peter trat reisefertig vor sie und unterrichtete die Betroffenen knapp und herrisch von seinem Entschluß.

»Komm her, Herzog«, fügte er hinzu. »Ich übertrage dir den Oberbefehl. Du bist Generalfeldmarschall.«

Croy riß Mund und Augen auf, hob den Kopf, wollte Einwendungen machen.

»Ach was!« schrie Peter. »Hier ist die Order!«

Er warf ein gesiegeltes Papier auf den Tisch, grüßte kurz und verließ den Raum. Gleich danach hörte man draußen Peitschenknall und Schellengeklingel, der sechsspännige Schlitten jagte davon.

Tags darauf geschah im Schneegetöber die Schlacht. Wir kennen den Ausgang. Ob Croy ihn hätte wenden können, das hat uns hier nicht zu kümmern. Bei Dunkelheit, mit durchschossenem Hut, ohne Pferd, mußte er sich ergeben.

König Karl ließ sich einige der gefangenen Generäle vorstellen. Als ihm der Herzog genannt wurde, winkte er mit Schärfe ab. »Ich will den Säufer nicht sehen.« Er kannte seinen Ruf.

Die gefangenen Mannschaften wurden waffenlos in ihre Heimat entlassen, die Offiziere in das befreite Narwa geführt. Croy sah sich finster nach Würfelgefährten um, Kost und Quartier in der lange belagert gewesenen Stadt waren

erbärmlich, der Herzog fluchte wie ein Stallknecht. Oder er hockte trübselig da, ein riesiges, von aller Vorstellungskraft leeres Kind, das sich plötzlich ohne Spielzeug und Zeitvertreib findet.

Was ging ihn Zar Peter an? Croy hatte in fünf Armeen gedient, warum sollte er nicht in der sechsten dienen? Er bat um Audienz bei König Karl, die Bitte wurde abgeschlagen. Er wandte sich an den Obersten Horn, Festungskommandanten von Narwa: »Herr Bruder, richten Sie es mir ein, Ihr König soll mir ein Kommando geben, ich verspreche Ihnen die Hälfte meines ersten Jahrsoldes.«

Horn kam zurück und erklärte: »Die Majestät hat nicht die Gnade gehabt, auf mein Vorbringen zu antworten. Im übrigen ist Befehl gegeben, die gefangenen Herren nach Reval zu führen.«

Dem Herzog war bekannt: In Reval gab es Reichtum, Behagen und jede Gemächlichkeit, die in Narwa entbehrt werden mußte. Sein Ansuchen, in schwedischen Dienst übernommen zu werden, hatte, ihm selber kaum deutlich, nur den Sinn gehabt, ihm aus der kargen Öde seines Narwaer Lebens zu helfen. In herzlicher Wohllaune hörte er Horns Mitteilungen an, in herzlicher Wohllaune traf er mit den Gefährten seiner Niederlage und Gefangenschaft – es waren neun Generale und zwei starke Dutzend höherer Staboffiziere – in Reval ein. Auf dem Boden dieser Stadt sollte er nach dem Ratschluß der Vorsehung zwei Jahre verleben und zwei Jahrhunderte verbringen.

In Reval erhielten die Gefangenen ihre Degen zurück und durften sich auf Ehrenwort frei bewegen. Man wies ihnen Quartiere in den Häusern reicher Patrizier an. Schon am Abend nach seiner Ankunft wurde Croy von einigen Stadtsoldaten respektvoll in seine Wohnung getragen, eine Woche später kannte ihn jedes Kind, nicht lange danach wurde

in der ganzen Landschaft Harrien von ihm gesprochen; Leute kamen zur Stadt, nur um ihn zu sehen, mit ihm bekannt zu werden und zu trinken.

Croy war genau gewesen in seinem Dienst; vielleicht hatte ein Trieb in ihm gewußt – denn sein Kopf wußte wenig von solchen Dingen –, daß er einer strengen Lebensverzäunung bedurfte, um nicht gänzlich der eigenen Ungezähmtheit überantwortet zu sein. Jetzt, aller Verpflichtung, aller Verrichtung ledig, rannte er stierisch in ein plumpes und unfürstliches Schenkenbehagen. Er spielte und soff in Gildstuben und Herbergen, in den Quartieren der Gefangenen und der schwedischen Garnisonsoffiziere, den Häusern rasch gewonnener und ohne Wahl gepflegter Bekanntschaften. Er bewirtete wildfremde Menschen ohne Rücksicht auf Stand und Art. Auf offenem Markt traktierte er zur Stadt gekommene Bauern mit französischem Rotwein. In einer Laune zerschlug er am Hafen mit einer Seemannsaxt drei Fässer Aquavit; holländische, schwedische, finnische Matrosen stürzten heran, rauften um den Platz, fingen die Flüssigkeit in Hüten und Hohlhänden. Der Herzog stand dabei, rot angelaufen im Gesicht, und brüllte mit seinem dröhnenden Korporalsgelächter: »Heran! Heran! Wasser des Lebens umsonst!« Ein Stadtsoldat wollte den ärgerlichen Auflauf zerstreuen, Croy gab ihm einen Taler und jagte ihn mit gutmütiger Grobheit weg. Der Mann salutierte noch aus der Ferne, wie hätte er den Feldmarschall und Herzog anrühren können?

Die Matrosen schrien, einer stach mit dem Messer, hier und dort kollerte ein Steifgetrunkener zur Seite. Dem Herzog quollen die Augen vor, die Gier hielt ihn nicht länger; plötzlich sprang er mitten in den tobenden Haufen, riß zwei Mann zur Seite, kniete unter der Menge und trank vom Faßboden wie aus einer Quelle.

Seine Mitgefangenen, unter denen ja viele hochgestellte

Männer waren, Russen und Ausländer, hatten sich ihm anfangs ferngehalten; teils weil sie ihm die unbillige Bevorzugung verdachten, die er von Peter erfahren hatte, teils weil ihnen seine bauernburschige Derbheit zuwider war; vielleicht auch waren manche der Meinung, der Zar könne ihm die Schuld an der Niederlage aufbürden, da sei es nicht ratsam, in den Geruch der Freundschaft mit ihm zu kommen. Mit der Zeit aber mußten sie sich ihm zum Umgang ergeben, denn es war ja nicht möglich, seinem kindlichen Ungestüm und seinem treuherzigen Andringen zu widerstehen. Einige unter ihnen, welche deutscher oder schottischer Abkunft waren, suchten mitunter den Herzog, obwohl vergeblich, von allerlei Tollheiten abzuhalten; die Russen aber lachten und ließen ihn gewähren.

Obwohl der Herzog keine feine Zunge hatte – denn wie hätte dieser Bärenleib etwas Feines in sich dulden können? –, rühmte er sich gern seiner Kenntnis sämtlicher Weinarten, die in Europa gebaut, sämtlicher Biergattungen, die in Europa gebraut wurden. Nun aber ließen ihn die winterliche Kälte und der Brauch des Landes mit der dritten Grundart der starken Getränke bekannt werden, mit dem Branntwein, mit dem er bis dahin nur in einem Verhältnis oberflächlicher Gelegenheitsfreundschaft gestanden war. Auch hier indessen war es ihm mehr um die Menge und Kräftigkeit des Trunkes zu tun als um die feine und kunstvolle Art der Mischungen, der Zusätze und Abzugsprozesse, wie sie in den nordöstlichen Ländern mit liebevoller Sorgfalt und mit wetteifernder Erfindung in allen Häusern gehütet und vererbt wird. Er nahm den Schnaps aus Weinbechern und Biergefäßen, er schlang Gesalzenes dazu, Gepfeffertes und Geräuchertes, indem er auch hier der Menge vor der Güte den Vorzug ließ, mit jener unschuldigen und auf kein Verhehlen bedachten Gier, mit welcher ein gesundes Kind von zwei Jahren seine Nahrung

nimmt. Im Trunk schloß er tolle Wetten und hatte eine Kinderfreude, sie unter Leibesgefahr zu gewinnen; davon waren bald viele Erzählungen im Schwange. Den Verlust aber im Wetten wie im Spiel nahm er gleichmütig hin, ohne Groll, ja, mit einem Lachen gutherziger Schadenfreude, als sei einem fremden Verlierer sein Recht geschehen.

Über der Stadt Reval, im Schloß auf dem Domberg, residirt Matthias von Poorten, Statthalter des Königs, ein strenger und genauer Mann, von welchem König Karl immer wieder Geld, Korn, Pferde und Rekruten verlangt. Poorten hat die Höflichkeit gehabt, den Herzog einmal zu seiner Tafel zu bitten, und der Herzog meint nachher, er habe sich sehr gut unterhalten. Der Statthalter aber ist folgenden Tages von seiner Frau und einigen anderen Damen gebeten worden, es möge bei diesem einen Mal sein Bewenden haben; dies hat er ihnen auch zugestanden.

Poorten zahlt den Gefangenen zu ihrem Unterhalt einen Sold, nach ihrem Range gestuft und mit der Sparsamkeit bemessen, welche in großen Kriegszeiten geboten ist; und der König hat ja über jedes Kupferstück eine Rechenschaftslegung eingeführt. Des Herzogs Sold als der des Generalfeldmarschalls ist natürlich der höchste, er selber aber bekommt ihn kaum zu Gesicht, denn an den Zahlungstagen drängen sich seine Gläubiger vor der Kanzlei der Statthalterschaftskasse. Dies kümmert ihn wenig: Sein Rang und Name haben ihm ja vom ersten Tage an einen weiträumigen Kredit geöffnet. Seine Schulden wachsen geschwind, dennoch borgt man ihm in der reichen Stadt unbedenklich weiter. Croy zahlt nicht, Croy rechnet nicht, er läßt sich geben, was er braucht, und unterschreibt, was von ihm verlangt wird. Dies scheint ihm in der Ordnung, und die Leute haben im Borgen ja auch eine freundliche Bereitwilligkeit; die meisten können ihn gut leiden, er ist ein Mensch, den man nicht gern traurig oder in Nöten

sieht; es ist, als ahnte man wohl, daß er ja auch mit einer Traurigkeit und einer Not nichts anzufangen wüßte.

Er ist ein glücklicher Mensch, der Herzog von Croy: Denn bei allem, was er treibt, ist sein Herz gänzlich. Nicht viele Menschen leben so, daß nicht irgendein Winkelchen in ihrem Wesen leer bliebe, unbeteiligt, unangerührt von ihrem Tun; da muß er sich füllen mit allerlei Ungenügen, allerlei Sehnsucht, allerlei quälerischen Ängsten. Von solchen Dingen weiß der Herzog nichts, das spüren auf ihre Weise alle, die ihm begegnen, die Kinder auf der Straße, die Bauern vom Lande, die Stauer am Hafen, die Soldaten. Allein auch diejenigen, die ihren Anstoß nehmen an seinen ärgerlichen Tollheiten – bejahrte Edelleute, strenge Geistliche, ernsthafte Handelsherren und tüchtige Matronen und selbst der Statthalter Poorten –, auch sie finden zu eigenem Erstaunen, daß sie ihn nicht verdammen können ohne eine unerklärliche Beschwernis des Gewissens. Und noch lange Jahre nach seinem Tode haben ruhige alte Männer in plötzlicher Heftigkeit gerufen: »Der Herzog von Croy, ja, das war einer! Solch einem Manne werden wir nicht wieder begegnen!« Schon bei Lebzeiten indessen ist er zur Sage geworden.

Nicht lange nach Weihnachten begannen die Fastnachtslustbarkeiten, die dem Herzog recht behagten. Der Feind war weit und der König siegreich, so behagten sie der ganzen Stadt. Die Fastenzeit kam, mit der nahm es der Herzog nicht genau. Allein auch darum tadelte ihn niemand. Selbst der Superintendent spürte eine Neigung, ihn zu entschuldigen, und sagte zu seinem Adjunkt: »Er weiß das nicht besser; nun, er ist eben ein Papist, man darf es ihm nicht zur Last legen.« Und dabei war es dem Superintendenten doch wohlbekannt, daß die Römischen die Fasten strenger zu halten pflegen als die Lutheraner von Reval.

In der Fastenzeit begegnete einer der Statthalterschaftsbeamten auf der Straße dem Ältermann Sturm von der Großen Gilde, mit welchem er gut bekannt war. Sie gingen ein paar Schritte miteinander, indem sie von allerhand Neuigkeiten plauderten. Und so erzählte der Sekretär auch von einem königlichen Befehl, demzufolge die Gefangenen mit Wiedereröffnung der Schifffahrt nach Stockholm überführt werden sollten.

»Der Herzog auch?« fragte Sturm heftig. Der Sekretär bestätigte.

Sturm, kein unguter Mann, aber auf seine Geschäfte bedacht, wie das ein Handelsherr ja sein muß, gehörte zu den Hauptgläubigern des Herzogs. Er verabschiedete sich von dem Sekretär, eilte in sein Kontor und lud durch ausgesandte Boten Croys Gläubiger auf den Abend zu einer Ratschlagung in das Haus der Großen Gilde.

Da saßen sie nun, patrizische Großkaufleute und berufsmäßige Geldleiher, wohlhabende und geringe Handwerker, Gastwirte und Krämer, und die kleinen Leute fanden sich wichtig und geehrt, daß sie in der Gildstube am gleichen Tisch, beim gleichen Bier und gleichen Wachskerzenschein und in den gleichen Nöten sitzen und ratschlagen durften mit Angehörigen der großen Stadtgeschlechter, mit Schwarzhäupterbrüdern und Ratsherren. Sie redeten ernsthaft, aufgeregt und besorgt.

Sturm selbst eröffnete die Sitzung mit dem Bekanntgeben ihres Anlasses, der freilich den meisten nicht mehr fremd war. Danach sprach er auf eine kluge und eindringliche Art von Nutzen und Notwendigkeit eines gemeinschaftlichen Verhaltens und bat die Anwesenden, ihre Forderungen an den Herzog mitzuteilen. Es gab nun ein jeder das Seinige an, einer brachte die Ziffern zu Papier, und so hatte sich etwas hergestellt wie eine Vereinigung der Herzogsgläubiger. Es wurde addiert und gerechnet, wobei aller-

lei Kopfschütteln und Verwunderung entstand; endlich ergab es sich, daß der monatliche Gefangenensold den Zinsendienst für die ausstehenden Summen mit Bequemlichkeit sicherte. Auf eine Rückgabe der Kapitalien ließ sich während der Kriegsdauer ohnehin keine Rechnung machen, dies wußte jeder – aber des Teufels hätten sie ja sein müssen, den Stockholmern ihre Zinsen zu schenken! Nein, ihren Herzog wollten sie sich nicht fortführen lassen, die anderen mochten nach Stockholm gebracht werden! Einmal mußte der Krieg zu Ende gehen, dann würden der Zar und der polnische König ihren Heerführer auslösen; war erst der Geld- und Handelsverkehr auf der Ostsee und auf dem Landwege durch Polen wieder frei, so konnte es überdies nicht schwierig sein, aus den reichen pikardischen, flandrischen, westfälischen Besitzungen der herzoglichen Familie die gestundeten Summen mit Zins und Zinseszins zu erhalten; denn von des Herzogs Zerfall mit den Seinen hatte man in Reval keine Kenntnis. Ließ man es aber zu, daß Croy nach Stockholm gebracht wurde, so waren nicht nur die laufenden Zinsen verloren, nein, man verlor ihn selber, verlor ihn aus Umgang und Augenmerk, und wie leicht konnte es nach Endigung des Krieges geschehen, daß die Stockholmer Geldleute einem den Rang abliefen! Die Versammelten erwärmten, erhitzten sich, es fielen scharfe Worte über Stockholm und die Schweden und sogar über den kriegstollen König selber, der allen Handel störte, alle Steuern verschärfte und den Männern jetzt noch ihren Herzog fortnehmen wollte!

So wurde beschlossen, sich der Wegführung Croys entgegenzustellen. Ja, die Ratschlagung endigte mit einer Freundschaftskundgebung oder gleichsam Kreditwürdigkeitserklärung für den Herzog. Ältermann Sturm versprach, selber die nötigen Schritte zu tun. Die Beschlüsse waren gefaßt, die Männer blieben noch beim Bier zusammen in